Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(30. Fortsetzung.)

„Nun sitzen wir hier im Frieden, im Sonnenschein, hoch über aller Welt. Und unsere Brüder draußen im Feld, die Braven, bluten und opfern sich für das Vaterland. Das sind doch wir."

Er erzählte, wo die alle waren, die sie kannten, Gerhard Ladenburg und Bont, der alte Rothkirch und Dietrich. Er hatte ihre Hand in der seinen und fühlte, wie sie zuckte, als er den letzten Namen nannte.

„Du denkst an Dietrich?"

Sie preßte beide Hände vor das Gesicht. Die Schultern sanken herab. Erich faßte sie leise um und drückte sie an sich.

„Vögelchen, kleines —"

Dann richtete er sich hoch und nahm sie fest an der Hand.

„Hat er dir etwas angetan?"

Jedes Wort klang schwer wie Metall.

Lotte wußte, daß diese Frage einmal fallen mußte. Sie hatte sich tausendmal diesen Fall vorgelegt und nie klar beantwortet. Sie bedeckte mit ihrer freien Hand die Augen und blieb stumm.

Plötzlich wandte sie sich um, wie aus einer Vergessenheit erwachend.

„Mein Schweigen soll keine Antwort sein, Erich. Du sollst mich nicht mißverstehen. Aber jetzt nicht, Erich."

Sie sagte das einfach und gefaßt. Da ging ein Zug der Befriedigung über Wölflins Gesicht.

„Nein, Kind. Ich will nichts wissen. Ich werde warten, bis du —"

Da fiel ihm Lotte ins Wort.

„Doch, das eine sollst du wissen. Erich — ich habe unrecht an dir gehandelt, vor dem ich nie ein Geheimnis hatte. Ich habe dir unser Glück verschwiegen. Ich habe dich lange hintergangen. Ich konnte nicht von ihm lassen. Bis das —"

„Und jetzt, Lotte — du bist jetzt ruhig darüber? — Es ist ausgelöscht?"

Langsam, zuerst zaudernd, dann mit einer offenen Bestimmtheit flüsterte sie:

„Es ist — ausgelöscht!"

„Ich danke dir für dieses Wort, Lotte. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Du bist ein vernünftiges Mädchen. Es ginge auch nicht. Es wäre unmöglich."

Lotte sprang auf und sah den Bruder verständnislos an. Man sah es ihr an, wie seine Worte ihr Blut in Wallung brachten.

„Es wäre unmöglich? — Erich, warum sagst du das?"

Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Es entfuhr mir so, dies Wort, dies Unmöglich. Es — wenn man — ich sehe —"

Er kam in eine Verwirrung hinein, weil er etwas ungeschehen machen wollte, was nun doch geschehen war. Dann sagte er kurz:

„Sieh, all die Unterschiede — es sind doch verschiedene Welten, und das gibt immer Unglück." Ihre Hand wieder erfassend, sagte er mild: „Ich werde nie mehr daran rühren."

Nach einer Pause hob er noch einmal an:

„Doch — noch ein einziges Mal — das darf ich dir doch nicht vorenthalten. Dietrich hat gebüßt. Er hat den Tod gesucht auf dem blutigen Felde. Beide Eiserne Kreuze sind sein. Er muß furchtbar drauflosgegangen sein. Auf meine Bitte hat mir Frau v. Rothkirch die Feldpostkarte geschenkt, auf der ein Kamerad schrieb: „Der Tod ist ihm nichts!" — Willst du sie haben?"

Sie nickte still. Ihre Wangen waren bleich geworden.

„Wollen wir gehen?"

Sie taumelte förmlich den steilen Pfad hinab, daß Erich sie halten mußte.

„Du bist doch sehr müde."

Als Lotte zur Ruhe gegangen war, hielt es ihn nicht im Hause. Er nahm den Mantel und ging in die Dämmerung hinaus. Unter ihm schäumte und raunte die Bode. Gespenstisch stiegen zu beiden Seiten die steilen Felswände zum dunkelblauen Himmel hoch. Wüste Gedanken gingen Erich durch den Kopf. An der Teufelsbrücke setzte er sich auf das Geländer und stierte in den schwarzen Strudel. Schwer stöhnte er auf.

„Lotte — das Haus Rothkirch hat nun zweimal Unglück über uns gebracht. Und ist es das letzte? — Der Himmel sei uns allen gnädig."

Dann irrten seine Gedanken zu Dietrich. Wäre er im Lande, würde Erich von ihm Rechenschaft für seine Schwester fordern. Jetzt nahm ihm die Kriegsfurie dies traurige Amt ab.

„Was haben sie dir getan, Lotte?"

In dieser Nacht machte er kein Auge zu. Erst als über den Bergen das Frührot des Morgens aufschimmerte, schlief er mit seinem wunden Herzen ein.

31. Kapitel.

„Darf ich an Susanne ein paar Zeilen schreiben?"

Es lag eine große Zaghaftigkeit in Lottes Frage. Hundertmal schon hatte es auf ihren Lippen gelegen: „Was hast du mit Bronin?" Aber sie hatte es immer wieder unterdrückt. In ihrem Mädchenherzen flammten Ahnungen auf, die sie beunruhigten. Erich hatte jedes Wort der Aufklärung bisher vermieden. Das schreckte sie ab.

Sie sah, wie sein Blick weltverloren in die Ferne ging. Sie wiederholte leise ihre Frage. Da wachte er aus seinen Träumen auf.

„Ich kann es dir nicht verbieten."

Es klang schroff und sollte eine Ablehnung sein. Aber es lag ein Ton darin, der Lotte ergriff.

„Ich danke dir. Ich werde schreiben."

Am nächsten Tage kam Erich vom Rathaus.

„Ich habe einen Schreiber angestellt, schon neulich, der mir die Verlustlisten auf unsre bekannten Namen nachsieht. Von selbst schreibt keiner. Den Schmerz will jeder vermeiden. Es ist bitter. Gerhard liegt in Aachen, verwundet. Und — Dietrich —"

Da schrie Lotte auf. Mit weit geöffneten Augen sah sie den Bruder an. Das kam so unvermittelt, daß Erich sich erst fassen mußte.

„Er wird vermißt."

Erich mußte die Schwester halten. Sie wäre zu Boden gesunken.

Kopfschüttelnd führte er sie auf das Sofa.

„Lotte — faß dich!"

Sie saß regungslos, den Kopf an die Lehne gedrückt, die Augen geschlossen, die Hände starr von sich gestreckt.

„Ruhig, Kind! — Das bedeutet ja noch lange nicht etwas Schlimmes. Er kann sogar gesund und guter Dinge sein. Vermißt, das soll nur heißen verirrt oder gefangen. Er ist ein verwegener Soldat, er wird sich schon durchschlagen."

Lotte schüttelte kaum merklich den Kopf und ging zur Tür.

„Laß mich, bitte, allein, Erich! Verzeih!"

In tränenlosem Schmerz saß sie auf ihrem Zimmer, die Seele zerrissen.

„Der Tod ist ihm nichts!"

Immer wieder sagte sie das vor sich hin. Sie fand keinen klaren Gedanken. Nur das eine fühlte sie zwischen allem hindurch: sie glaubte Dietrich vergessen zu haben, und das war ein Trug. Vergebens wehrte sie sich dagegen.

Von Bronin kam in diesen Tagen ein Brief. Aber nicht von Susannes Hand. Frau Nataly schrieb ein paar kurze Zeilen.

„Mein liebes Kind, liebe Lotte! Nach so langer Zeit wieder ein Lebenszeichen. Es war uns allen eine Freude. Zu meinem Schmerz kann Ihnen Susanne nicht selber antworten. Susi ist uns recht schwer erkrankt und liegt oft in Fieberphantasien. Unser Haus ist leer geworden, totenstill. Da wünschen wir Ihnen alles Gute. Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrer Nataly v. Rothkirch."

Darunter hatte Eva in ihrer steilen, eigensinnigen Schrift gesetzt:

„Nehmen Sie auch von mir einen Gruß, liebes Fräulein Lotte? Eva."

Lotte sank das kleine Schreiben in den Schoß. Sie hörte daraus eine müde Klage und aus der seltsamen Frage Evas eine fremde Scheu. Und Susanne? — Was war da auf Bronin geschehen?"

Sie dachte zuerst an Dietrich und sein Schicksal, das auf Bronin wohl bekannt war. Dann lief ihr Gedankenfaden zu Erich. Es kamen ihr wieder die Ahnungen mit der Frage: Was hast du mit Bronin?

In ihrem Gehirn jagte eine Vorstellung die andre. Sie griff nach dem Hut und wollte ins Freie. An der Tür kehrte sie noch einmal um, nahm den Brief von Bronin und legte ihn Erich auf den Tisch. Dann rannte sie in das Städtchen. Sie mußte Menschen sehen. Es war ihr zum Sterben zumute.

Als Erich kam und den Brief mit der wohlbekannten Handschrift sah, wandte er sich kurz ab und trat an das Fenster.

Warum legte Lotte das Papier dorthin?

War nicht Bronin für ihn tot?

Mußte nicht der Schleier ewigen Vergessens über das alles gebreitet werden?

Das Entsetzen, das ihn damals fortgetrieben hatte, faßte ihn von neuem. Gab es denn kein Vergessen?

Er wußte nicht, wie ihm war. Mit einem Male hatte er den Brief doch in der Hand und faltete das Blättchen auseinander. Ihm verschwammen die Buchstaben vor den Augen.

Es klopfte. Lotte kam zurück.

„Du hast das gelesen?"

Erich sah seine Schwester ernst an und nickte.

„Ich möchte einen Tag nach Bronin und komme gleich wieder. Darf ich, Erich? Geht es?"

Der Bruder nahm ihre Hand.

„Setz' dich, Lotte."

„Erich — was hast du mit Bronin?"

Er sah sie ruhig an und rieb sich die Stirn, als wollte er die Gedanken dort verscheuchen.

„Liebste Lotte — es ist so, ich bin mit den Broninern zerfallen. Mein Fuß betritt die Rothkirchsche Schwelle nie mehr in diesem Leben. Ich kann es dir nicht sagen. Erspare mir unnütze Worte. Kurz — ich kann dich nicht zwingen. Du bist Herr deiner Entschlüsse. Wenn du nicht nach Bronin fährst — so schwer es dir fällt, es wäre doch das Richtige. Du vermagst dort nichts zu ändern."

Er sagte das alles mit einer finsteren Bestimmtheit, stand auf und ging unruhig hin und her. Er blieb wieder vor Lotte stehen.

„Noch eins — gegen die Damen habe ich nichts. Es geht um den Freiherrn. Darum laß das, was zwischen uns Männern ist, auch zwischen uns bleiben und ruhen."

„Mein Gott — das kann nicht so etwas Ungeheures sein, etwas, was so schwer auf allen liegen muß! Sei nicht hart, Erich, und eigensinnig. Laß mich."

Aber er trat noch einmal dicht an sie heran und sah ihr merkwürdig und verbittert in die Augen:

„Es kommt vielleicht einmal die Zeit — nein, nein — sie wird nie kommen — halte mich nicht für ein Kind oder einen Menschen mit Schrullen, Lotte. Laß es sein — tu mir die Liebe, bleibe!"

Sie blieb. Es war ganz gegen ihren Willen. Und sie hätte sich gegen den Bruder gewehrt, wenn sie ihn nicht so elend an Leib und Seele vor sich gesehen hätte.

Aber sie fühlte dabei das Beste ihres Wesens zerbröckeln. Nur ein kurzes Wort schrieb sie noch Bronin und goß ihren ganzen Schmerz um Susanne hinein.

Von diesem Tage an war etwas Fremdes zwischen sie und ihren Bruder getreten. Sie bezwang sich. Mit der vollen weiblichen Treue tat sie ihre Pflicht und führte ihn auf den langsamen Weg der Genesung mit fester Hand vorwärts. Eine leise Hoffnung glühte in ihr fort.

Ueber die Zukunft sprachen sie nie miteinander. Sie lebten nur den Aufgaben des Augenblicks und sahen nicht den nächsten Tag. Es war alles anders geworden als früher, gemessen, still, als wären sie über die erste Jugend längst hinaus.

Lotte Wölflin hatte früher nur wenig Interesse an den Zeitungen gehabt. Sie las den Roman, die kleinen Feuilletons, die literarische Beilage. Jetzt saß sie stundenlang im Lesezimmer des Hotels und verfolgte mit Leidenschaft die Kriegsnachrichten. Erich erklärte ihr, wenn sie manchen militärischen Ausdruck nicht verstand. Ihr sensibles Wesen las zwischen den schwarzen Zeilen den schweren blutigen Ernst der Kriegsvorgänge, von dem sich nicht alle Menschen die nötige Rechenschaft geben. Was der soldatisch geschulte Verstand als selbstverständlich hinnahm, löste bei ihr oft Grauen und Entsetzen aus. Sie war mitten unter den Truppen auf dem Felde und erlebte mit ihnen alle Strapazen und die unmenschlichen Entbehrungen. Aus den Feldpostbriefen machte sie sich ein scharfes Bild von der heroischen Größe jedes einzelnen der Tapferen, von der Furchtbarkeit eines Artilleriegefechts, von dem wahnsinnigen, höllischen Chaos eines Nahkampfes, wo der Mensch zum Tier wird. Sie hörte den erschütternden Aufschrei der Getroffenen, ihr Wimmern im vergossenen Blute und schloß die Augen vor den Bildern der zuckenden Leiber am Boden.

Und immer wieder sah sie sein Antlitz, Dietrichs bleiche Stirn, das blutige braune Haar. Diese Schrecken verfolgten sie bis in die Nacht. Dann fuhr sie im Traume jäh auf und vergrub angstvoll das brennende Gesicht in den Kissen.

Die Spalte „Opfer des Krieges" las sie immer zuerst. Da war aus einer Familie nach den beiden ersten Brüdern der dritte auf dem Feld der Ehre gefallen. Dem einzigen Sohn folgte der Vater. Sie dachte an die Verzweiflung der vereinsamten Mutter und Gattin und hatte eine grenzenlose Bewunderung für den Heldenmut, mit dem diese deutschen Frauen nach dem Sturm des ersten Schmerzes ihren Seelenjammer ertrugen. Dem Opfer der Männer reihte sich wahrlich ebenbürtig das Opfer des zurückgelassenen Weibes, der Liebsten an.

Und sie saßen hier im beschaulichen Frieden und konnten das alles nur von weitem nachfühlen. Wie klein und erbärmlich kamen sie sich dann vor. Dann sagte Erich:

„Wie tief sind wir alle, die zurückgeblieben, in der Schuld unsrer unvergleichlichen Brüder da draußen! Wie sollen wir diese Schuld einmal bezahlen? Und wird sie einmal bezahlt werden? Wehe dem, der das vergißt!"

Eines Tages erhielt Erich einen Brief mit der Adresse: Monsieur Erich Wölflin, Allemagne. Bronin, Bez. Bromberg.

Er war mit der Feldpost befördert und ihm nachgesandt.

Erich öffnete neugierig. Eine ungelenke französische Handschrift. Er suchte nach der Unterschrift.

„Dietrich Rothkirch."

(Fortsetzung folgt.)

Licht und Schatten.

Von E. Garisch.

Die Sonne war im Untergehen.

In ein kleines Mädchenzimmer drang der goldene Schein ein und verklärte die darin befindlichen Gegenstände.

Es war kein Mädchenzimmer gewöhnlicher Art, mit Mullfähnlein am Fenster, goldberändertem Toilettentisch, duftig verhangenem Bett, Goldschnittwerken im Regal und lieblichen Freundinnenbildern an den Wänden.

So licht und freundlich es im ganzen erschien, so viel Ernstes sagte es dem Beschauer.

Zwischen den hellen, einfachen, zweckmäßigen Möbeln stand ein massives Notenpult, daneben ein Ständer mit Musikalien. Durchs freie Fenster fiel das Licht auf eine Büste Mozarts — die leichte Heiterkeit der Grazien lag auf der Stirne und um den Mund des Meisters — und auf ein Bildnis Beethovens mit den düsteren Genieaugen.

Ein Mädchen, knospenhaft schlank, den kindlichen Reiz noch im zarten, blassen Gesicht, spielte auf der Geige. Zehn Minuten lang hörte man ein Crescendo — zwanzig Takte — immer das gleiche.

Die Türe wurde sachte geöffnet. Eine Frau mit mattem, blondem Haar, schon einen Silberstrich über den Schläfen, trat herein.

„Deine Augen, Maidi! Schone deine Augen! Du brauchst sie noch lange. Auch sind deine drei Uebungsstunden um!" mahnte sie.

Eine Uhr schlug in der Wohnung die volle Stunde.

„Wenn ich mir das Pult ans Fenster stelle, sehe ich noch ganz gut, Mutterl! Nur fünf Minuten! Nur diese Stüde noch!"

Durch die rote Dämmerung des Zimmers bewegte sich die schmale Mädchensilhouette, und noch einmal schwollen die Töne an und ab.

In fahlem Grau standen nach kurzer Zeit die dicken Notenköpfe auf dem Papier.

Sie klappte das Heft zu und schickte ein Lächeln zu der Mutter hin, die sich auf einem Stuhl niedergelassen hatte. Dann setzte sie die Sordine auf den Steg, hob den Bogen und spielte, spielte ein Lieblingsstück der Mutter. Wie von einem Waldvogel in morgendlichem Traum gesungen, erklang Schumanns „Träumerei".

Wohl fehlerhaft für das kritische Ohr, aber nicht schülerhaft. Der glänzende Strich, die schwebenden, leichten Töne und vor allem die Beseelung zeigten, daß die Spielerin den Menschen einmal etwas zu offenbaren haben würde. Die Kraft eines heißen Temperaments schlug an, der Esprit der Künstlerschaft funkelte. . .

„Dein Vater spielte mit Vorliebe und meisterlich die „Träumerei". Als ich sie von ihm zum erstenmal hörte, schenkte ich ihm mein Herz!" hatte die Mutter einmal bemerkt, und seitdem geigte das Kind täglich die süße Komposition und weckte in der Frau die Einnerung, eine Frühlingserinnerung — —

Auf die Schlußnote folgte die Weihe einer minutenlangen Stille.

Maidi packte mit zärtlichen Fingern die Geige in den Kasten, wie ein anderes Mädchen in diesem Alter vielleicht heimlich und selig die liebste Puppe.

„Wie war's? Hast du keinen Fortschritt gemerkt?"

Sie holte sich einen Schemel und setzte sich der Mutter zu Füßen.

„Gewiß, Maidi! Die Töne waren reiner und besser im Takt!"

„Ist's auch so? — Weißt du, Mutterl, morgen ist mein Geburtstag! Morgen bin ich vierzehn Jahre alt! Von morgen ab darf ich eine Stunde länger üben! Du hast's gesagt! O, das ist mir das liebste Geschenk! Sonst wünsche ich mir nichts!"

Die Mutter strich ihr über die heiße Stirne.

„Nur langsam, nur maßvoll! Du hast ein großes Talent, mein Kind! Wenn du fortfährst, so fleißig und strebsam zu sein, dann. . ."

„Dann?"

Der Ton jauchzte durch das Zimmer.

„Dann, Mutterl, greif ich das Glück mit beiden Händen, dann halte ich's fest, nicht wahr?"

„Das Glück, wie du dir's vorstellst", sagte die Witwe und seufzte leise.

Von ihrem geistigen Auge formte sich das Bild eines schlanken, dunkeläugigen Mannes, dem das Kind so ähnlich war und der für sie der Inbegriff irdischen Glückes gewesen — —

„Gibt es denn ein göheres Glück als die Kunst?" begann das Mädchen. „Ach, Mutterl, wenn ich erst einmal so weit bin wenn ich einmal oben stehe auf dem Podium, unter einer Lichterkrone, im weißen Kleide, und spiele was Meister Beethoven und Mozart geschaffen haben, dann wirst du dich fragen: Ist das meine Maidi, das daheim wie ein graues Mäuslein umherschlüpfte und Staub wischte, und zu meinem Aerger Mandeln aus der Düte naschte? — Dann wirst du denken: Spielt da oben mein Maidi, das daheim wie ein Handwerker [illegible] und immer nur übte, übte, daß mir die Ohren schrillten und der Kopf brummte und ich ihr das Fiedelholz am liebsten versteckt hätte?

Denn dort, in dem hohen Saal, wird es ganz anders klingen, viel schöner, viel leuchtender und seelischer! Und ich werde meine ganzen Kräfte zusammennehmen und schöner spielen können, weil ich doch weiß, Hunderte von Ohren wollen etwas Besonderes von mir hören, und ich darf sie nicht enttäuschen! Und weil ich vor allem weiß, da unten sitzt mein süßes Mutti, mir zu Ehren im schönsten Kleide, im schwarzen Mischel-Ruschelkleid, das ich so lieb habe an dir! Mein Mutti, das mir so viele Opfer gebracht hat! Nun soll es auch hören, daß sie nicht umsonst gewesen sind!"

Die Mutter streichelte die heißen Wangen mit kühlen Fingern.

Sie wußte, wieviel Blüten fallen, bis eine zur Frucht reift, und daß auf diesem Erdball nur wenige der sehnsüchtigen Wünsche sich erfüllen, die verlangend nach dem Höchsten greifen.

* * *

Wie weitausgespannte Arme sind die Saaltüren geöffnet. Als wollten sie sagen: Kommt herein, ihr werdet erwartet!

Und sie kommen, einzeln, ruhig und schweigsam; zu zweien, wispernd und eilig; in Trupps, umständlich, plaudernd und lachend.

Frauen in kostbaren Toiletten, mit Brillanten und Perlen geschmückt, Mädchen in zarten Gazekleidern und Lackschuhen, mit Flatterschleifen im Haar, Herren im Smoking, im Gehrock, in gleißender Uniform; junge Leute ohne Seiden- und Juwelenschmuck, aber mit dem wertvolleren Glanz echter Begeisterung auf der Stirne.

Man ist erschienen, um eine Künstlerin auf der Violine zu hören. Keine von Ruf und Namen. Beides soll sie heute erst begründen. Denn blutjung ist sie, und schön wie ein Meisterbildnis soll sie sein, und eine außerordentliche Begabung wird ihr zugesprochen. Dafür bürgt der Name ihres großen Lehrers, eines Lehrers, der für matte Talente kein Interesse hat.

Ueber die Reihen zu harrenden Menschen breitet sich das weiße Licht der elektrischen Flammen. Es wirft schimmernde Spiegel auf Sammet und Seide, lockt Gefunkel aus Edelsteinen und macht Augen und Haar glänzen.

Unruhig drehen und nähern sich einander die zahlreichen Köpfe, die blendenden Gesichter. Die Programme rascheln. Man wispert und raunt, tauscht Vermutungen und Neuigkeiten aus, flüstert sich in der letzten Minute noch irgend ein gleichgültiges Wort über gestern oder morgen zu.

Dann wird es wie auf ein unhörbares Kommando plötzlich still.

Aller Augen blicken nach der Gestalt, die das Podium betritt und sich in graziöser Schlankheit vor ihnen neigt. Die Künstlerin wird nicht begrüßt, denn noch ist sie eine Fremde.

In dem einfachen, schneehellen Gewande, das braune, unscheinbare Instrument in Händen, steht sie unter der Lichtkrone.

Ihre junge Schönheit spricht zu den Herzen. Jung und schön ist sie, und die Liebe zur Kunst strahlt aus den feiertäglichen, weltentrückten Augen. Aber die Begabung muß sie erst beweisen.

Keine Falte knistert, als sie die Geige unters Kinn hebt.

Es ist keine schwache Mädchenhand, die den Bogen führt. Eine Menschenstimme singt aus dem geformten Stück Holz, eine Stimme voll Süßigkeit schmachtet, fleht, verspricht und bestrickt. Sie füllt die Ohren mit Wohllaut und Genuß und wühlt die Empfindungen auf, die ermattet sind im Ringen und erstarrt im Materialismus.

Die junge Künstlerin spielt nicht mehr auf den dünnen, gedrehten Gedärmen toter Tiere, sie spielt auf hauchfeinen Saiten, die über die Seelen lebender Menschen gespannt sind und die so selten gut und rein ertönen und so leicht rosten oder gar reißen in den Enttäuschungen des Lebens. —

Der Beifall donnert über sie hin wie eine wilde Woge, beugt die schlanke Gestalt und beugt sie immer wieder. Der Saal erschallt von jubelnden Stimmen, von freudigen Zurufen, von dem Klatschen der vielen, vielen Hände.

„Bravo! Bravo! Da capo!"

Alle, die da kamen, feiern sie, huldigen dem neuentdeckten Stern am Himmel der Kunst.

Sie lächelt beglückt, aber man sieht, um den jungen Mund zuckt es wie heimliche Schmerzen. Ihre Augen blitzen in seligster Befriedigung, doch ein spitzer Funke glimmt mit darin und stört das Leuchten. Sie ist heiß und rot und wieder bleich vom Triumph und doch nicht ganz ausgefüllt von ihm, nicht bezwungen von ihm. Ein Etwas ist an ihr, was darüber steht. Es ist nicht vermessene Eitelkeit, die für selbstverständlich nimmt, was ihr gespendet wird, es ist die stille Herbheit eines wehen Gedankens — —.

Mit der Liebenswürdigkeit der Jugend schenkt sie Zugabe um Zugabe, bis zum Schluß legt sie nochmals den Bogen auf die Saiten und ihr junges Gesicht wird ganz Liebe, ganz Hingebung und ganz Trauer. Ihr Blick, der so oft aus der künstlerischen Verzückung heraus in die erste Reihe der Zuhörer huschte, richtet sich nun fest und sprechend auf eine Stelle.

Er trifft eine Matrone, eine bleiche, schmächtige, silberhaarige Dame im schwarzen Mischel-Ruschelkleid. Ihr Gesicht ist voll Weichheit, wie bei allen Menschen, die mit dem Gefühl leben. Um die welken Lippen liegt ein Zug rührender Resignation. Sie hat seltsame Augen, große, auffallend ernste, aufsaugende Augen.

Die Frau denkt wohl: Ist das mein Maidi, das dort oben steht, blühend im Jugendreiz und prinzessinnenhaft fein? Und war doch einst ein unscheinbares, karges, blasses Pflänzlein.

Und sie denkt wohl: Spielt da mein Maidi? Und spielt sie so schön, da doch alle Mienen so lebendig und gespannt und ergriffen sind, und die Menschen sich erheben mit sprühenden Augen und strahlendem Lächeln und mit den Händen winken und klatschen?

Aber sie hört es nicht. Nicht das Spiel, das ihr Mutterherz doppelt bewegen und schwellen lassen würde in Stolz und Freude, nicht den Beifall und seine Stärke.

Sie ist taub. — — —

Nur ihre großen Augen, in die das Lauschen des verlorenen Gehörs übergegangen zu sein scheint, erkennen, daß die Künstlerin zuletzt, nach den schweren Beethovennummern, nach Brahms und Chopin, eine schlichte Weise spielt, ihr Lieblingsstück, das sie schon so gerne gehört von den noch ungeübten Händen: Schumanns „Träumerei".

Englische Sparsamkeit.

Eigenartige Beobachtungen eines Deutschen in London.

Angeregt durch einen Artikel „Sparen in Deutschland und England" in einer deutschländischen Zeitung schildert ein Korrespondent aus London zu diesem Kapitel folgendes Erlebnis:

Von der Frau eines Arbeiters, die der englischen Familie, bei der ich wohnte, im Haushalte des öftern ausgeholfen hatte, erhielt ich eines Tages einen Brief, in dem sie mich bat, ihr 10 Schilling zu leihen, weil sie sonst nicht die Miete bezahlen könnte und mit ihren vier Kindern auf die Straße gesetzt werden würde. Ihr Mann sei stellungslos und könne infolge seiner Teilnahme an einem Ausstand keine andere Arbeit finden. Die Frau war jedenfalls dadurch auf den Gedanken gekommen, sich in ihrer Not an mich zu wenden, weil ich ihr ab und zu ein Trinkgeld gegeben hatte. Aus Mitleid und bis zu einem gewissen Grade aus Neugierde, einen Einblick in die Verhältnisse einer englischen Arbeiterfamilie zu tun, machte ich mich abends auf den Weg, um sie in ihrer Wohnung aufzusuchen. Ich glaubte, mich auf diese Weise auch eher von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugen zu können. Bei der Behausung angelangt, schellte ich. Ein ärmlich aussehendes Kind öffnete mir und führte mich zum ersten Stockwerk hinauf, wo sämtliche Zimmer in tiefem Dunkel lagen. Als ich so in dem dunkeln Flur stand, konnte ich ein Gefühl der Besorgnis nicht unterdrücken. „Warum machen Sie kein Licht?" fragte ich. „Wir haben keinen Penny mehr, um ihn in den Gasautomaten zu werfen," erhielt ich zur Antwort. Ich gab daraufhin der Frau einen Penny, und die Beleuchtung war für eine Weile wieder sichergestellt.

Den sich mir nun darbietenden Anblick werde ich in meinem Leben nicht vergessen. In einer ärmlichen Stube lagen in dem einzigen Bette zwei kleine Kinder, die nach „Brot" schrien. „Mutter, ein Stück Brot, nur ein Stück Brot, bitte!" Es war herzergreifend. Die Tränen kamen mir in die Augen. Die Leute hatten in der Tat keinen Penny mehr, um sich die notwendige Beleuchtung zu beschaffen, und, was viel schlimmer war, keinen Penny mehr, um sich ein Stück Brot zu kaufen. Jetzt verstand ich den eigenartigen Schritt der Frau; es war die Verzweiflungstat einer Mutter. Ich gab der Frau einige Schillinge; sie ging sofort aus, um Lebensmittel einzukaufen. Mittlerweile versuchte ich die Kleinen zu trösten, so gut ich eben konnte. Man wird sich mein erstauntes Gesicht vorstellen können, als die Mutter zurückkam und das Geld dazu benutzt hatte, um außer Brot, Butter, Kartoffeln, Fleisch auch Bananen, Schokolade und sonstiges Naschwerk einzukaufen. Ich blieb still ob dieser für uns Deutsche unverständlichen Verschwendung, sagte aber doch im stillen zu mir selbst: Eine deutsche Hausfrau hätte anders mit dem Gelde gewirtschaftet! Bevor ich ging, fragte ich noch, ob ihr Mann Arbeit gefunden habe. „Nein," erwiderte sie, „er geht unter die Soldaten, er hat sich anwerben lassen." Nachdenklich verließ ich das Haus und schlenderte, um eine Erfahrung reicher, durch die dunkeln und einsamen Straßen Londons meiner Wohnung zu.

Eine Auszeichnung für Verwundete.

Im Pariser „Temps" regt Maurice Barrès den Gedanken an, für alle Schwerverwundeten, die wegen ihrer Verwundung nicht mehr imstande sind, sich eine ehrenvolle Auszeichnung zu erwerben, ein besonderes Kreuz, ein Verwundetenkreuz, zu stiften. Durch eine solche Stiftung würde nach der Meinung von Barrès eine notwendige Ergänzung zu den bestehenden Kriegsorden geschaffen, denn während diese besagten, daß der Träger bereit gewesen sei, in hartem Kampfe für die Sache des Vaterlandes sein Leben zu opfern, besage ein Verwundetenkreuz zwar nicht, daß der Träger ein Held gewesen sei (weil er es nicht sein konnte), daß er sich aber seine verstümmelten und verkrüppelten Glieder, sein Siechtum oder seine Invalidität vor dem Feinde geholt habe. Barrès vergleicht die von ihm vorgeschlagene Verwundeten-Kreuze mit den Auszeichnungen, die an alle im Dienst ergrauten Arbeiter verliehen würden. Wie solche Auszeichnungen den Wert des Arbeiters nicht näher bezeichnen, sondern nur beweisen, daß der damit Geschmückte eine Reihe von Jahren ehrlich gearbeitet habe, so solle auch das Verwundetenkreuz nicht etwa als ein Orden betrachtet werden, der einen Gegensatz zwischen Verwundeten und Unverwundeten schaffe; es solle vielmehr in den Augen der Welt damit nur der Nachweis geliefert werden, daß derjenige, der es trage, sich seine schweren körperlichen Schädigungen im Dienste für das Vaterland zugezogen habe, und daß seine Verstümmelungen nicht etwa auf einen Unfall bei seiner beruflichen Tätigkeit zurückzuführen seien.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Mädchenkleidchen.
Nr. 1379.

Ein ganz allerliebstes Sommerkleidchen für Mutters Liebling zeigt die Abbildung. Es verbindet Kleidsamkeit mit leichter Herstellung und gestattet die Verwendung irgend eines Materials. Besonders empfehlenswerth sind Leinen, [illegible], Delaine, Percale, Taffeta, Seide, Crepe, Pique, Corduroy, Gingham, Seersucker oder Chambray. Das in einem Stück geschnittene Modell kann lose oder mit Gürtel, mit kurzen oder langen Kaplan-Aermeln getragen werden. Der Kragen läßt sich aus der offenen überfallenden Form leicht durch ein paar Haken und Oesen in die gleichfalls abgebildete geschlossene umwandeln. Die Hosen sind weit und bequem und ersparen den Unterrock. Vorräthig ist das Modell in den 4 Größen von 4—10 Jahre. Zur Herstellung für Größe 6 sind 2⅜ Yards Material von 44 Zoll Breite für das Kleidchen und 1⅛ Yards für die Höschen nothwendig.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. ....
......Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name ....
No. .... Straße ....
Stadt ....